die sagenhafte Ueberlieferung. Eine andere Form des Opfers ist das Herabstürzen des Tieres vom Bau.

Außer dem Bauopfer sind aber auch noch weitere Tieropfer in verschiedenster Form an Dämonen im Schwange. Um sich einen Wechseltaler, das ist ein Geldstück, das, so oft es ausgegeben wird, immer wieder in die eigene Tasche zurückkehrt, zu verschaffen, steckt man (nach dem aargauischen Aberglauben) eine schwarze Katze in einen Zwilchsack und verknüpft ihn mit einem schwer auflösbaren Knoten, um Mitternacht klopft man an die Kirchentür. Sogleich wird alsdann im Rücken eine Gestalt erscheinen und fragen, was man habe und begehre. Hierauf wird geantwortet, man habe einen Hasen; und auf die zweite Frage: Wie teuer? versetzt man: Um einen Taler. Der Taler wird augenblicklich ausbezahlt. Nun muß aber der Empfängr entfliehen, und zwar muß er, bevor der Dämon den komplizierten Knoten aufgelöst hat, so weit sein, daß er das Geschrei der erwürgten Katze nicht mehr hören kann, sonst ist auch er dem Tode verfallen.

Im Schaffhausischen Klettgau glaubt man aus dem gefleckten Molch Gold machen zu können, indem man am Karfreitag vormittag zwischen elf und zwölf Uhr drei dieser Tiere in ein Gefäß bringt, Hammerschlag darauf schüttet und das Gefäß vergräbt. Ein Jahr darauf liegen die Molche oben auf und haben ihre Flecken verloren; die Eisenfeilspäne dagegen sind zu Gold geworden. Grausamer noch ist, was die finnischen Fischer vornehmen, um einen guten Fang zu tun: sie nageln eine Schlange lebend durch die Augen an die Wand, enthäutete sie lebend und werfen sie an die Stelle, wo sie fischen wollen. Endlich sei bei dieser Gruppe vermischten Aberglaubens auf einen merkwürdigen Gerichtszauber beim ukrainischen Landvolk hingewiesen: Um eine günstige Entscheidung des Richters herbeizuführen, näht die Bauersfrau einem Frosch das Maul mit roter Wolle zu und spricht „Das Maul nöh ich dir zu, damit mir alles günstig ist, damit ich mich nicht fürchte, damit der Firstbalken, Bänke und das ganze Gericht auf meiner Seite ist." Den Frosch hält die Bäuerin neun Tage in einem neuen Krug, bis das Tier krepiert, dann zerschlägt sie den Krug, nimmt den Frosch heraus, steckt ihn in den Busen und sagt: „Ins Gericht gehe ich, und mit der rechten Hand drücke ich. Meine rechte Hand ist unter mir, und das ganze Gericht ist auf meiner Seite."

## Im Kampfe mit dem Oktopus

Von H. Hesse-Newyork.

Zu den grauenhaftesten Dingen, die menschliche Phantasie sich vorstellen kann, gehören die Kämpfe von Perlen- und Schwammfischern mit gefährlichen Ungeheuern in der Tiefe des Meeres. Der Kampf ist naturgemäß kurz und schnell entschieden. Denn gelingt es dem Fischer nicht, den Gegner sofort unschädlich oder sich selbst frei zu machen, so ist er verloren — ohne technische Hilfsmittel kann der Mensch nur wenige Augenblicke unter Wasser verweilen, oder er ist ein Kind des Todes.

Wenn Haifische im allgemeinen als die gefährlichsten Feinde der Perlenfischer auf den Südseeinseln gelten, so trifft das keineswegs immer zu. Es gibt noch ein anderes Monstrum, das in Austernbänken heimisch ist und den Taucher mehr antut als Haie. Das ist die Riesenvenusmuschel, die fast fünf Meter lang und drei Meter breit ist und zehn Zentner wiegt. Die sägeartigen Ränder sind scharf wie Rasiermesser. Die Muschel verharrt auf dem Riff und ist fast unsichtbar bis auf die dunklen, unregelmäßigen Linien, die das grausame, gähnende Maul bezeichnen, das den unvorsichtigen Fuß schnappt, der hineintritt.

Mit anderen Ungeheuern auf dem Meeresgrunde kann man kämpfen, doch dieses kennt kein Erbarmen. Es ist kein Entrinnen von ihrem tödlichen Biß möglich. Nur mit abgetrenntem Fuß wäre ein Entkommen denkbar, allein Haifische würden das Blut wittern und zu hunderten herbeischwärmen.

Nach seiner Südsee-Forschungsreise berichtete Armstrong Sperry von einem packenden Kampf auf dem Meeresgrunde.

Ein eingeborener junger Bursche namens Manu und sein Bruder Tetua, ein wahrer Riese, ruderten das Boot. Ihre Kleidung bestand nur aus einem Stück grellen Kattuns, das sie eng um die Hüften geschlungen hatten, denn sie wollten bei einer der reichsten Perleninseln der Südsee tauchen. Mit ihnen war der Perlenhändler Vernier. Und Sperry erzählt:

Langsam paddelten wir zu dem Riff, den Meeresgrund aufmerksam prüfend. Schließlich hielten wir in etwa fünfzig Fuß tiefem Wasser, und Tetua bereitete sich zum ersten Untertauchen vor. Die Sonne stand nun direkt über uns, und ihre kraftvollen Strahlen erhellten die klare Tiefe auf erstaunliche Entfernung. Die mächtige Wand des Riffs stand auf dem Meeresgrund da wie eine Klippe aus lebenden Korallen, was sie in Wirklichkeit auch war. Eingänge zu dunklen Höhlen waren sichtbar — geheimnisvolle Orte mit so vielen Möglichkeiten . . .

An dieser Stelle der Lagunen war der Sand von heller Farbe, und durchs Glas konnte ich Tetua klar und deutlich sehen, wie er sich langsam in dieser seltsamen Welt bewegte. Ich sah, wie er an einer Riesenmuschel zerrte und versuchte, sie loszubekommen. Etwa drei Meter war er von dem großen Korallenriff entfernt.

Da plötzlich gewahrte ich ein Etwas wie einen dicken Schlauch aus einer dunklen Höhle hinter ihm hervorschnellen und sich eng um sein Bein winden. Und schon kam ein anderer Arm und umklammerte seine Hüften. Ich sah den Blick voll Ueberraschung und Todesangst im Angesicht des Jünglings, als er den Feind gewahrte, dessen Körper ich im dunklen Schatten nicht sehen konnte.

Mit einem Aufschrei gab ich Vernier das Glas. Doch Manu hatte jede Bewegung des Bruders verfolgt, und seinem durchdringenden Blick war die schreckliche Lage nicht entgangen. Schneller als der Blitz hatte er das Bleigewicht ergriffen und war über Bord — in einer Wolke von Blasen schoß er pfeilschnell in die Tiefe.

„Ein Oktopus", rief Vernier aus, blaß bis in die Lippen. „Hier in Varuna sind die größten der Welt. Mein Onkel wurde vor Jahren von einem getötet."

Bereits eineinhalbe Minute war Tetua unter Wasser. Vernier und ich beobachteten das schaurige Drama, das sich dort unten in der klaren Tiefe abspielte. Wir sahen, wie Manu mit dem Messer in der Hand zu seinem Bruder schwamm.

Jetzt kam der Oktopus aus seiner Höhle, um es mit dem neuen Feinde aufzunehmen und um das eigene Leben zu kämpfen. Es war eine große, rötliche, kugelförmige Masse mit einem Maul, das vorhing wie ein Papageienschnabel. Langsam und schwerfällig arbeitete sich dieses Scheusal vorwärts. Nie werde ich dieses furchtbare Gesicht vergessen! Die Augen waren rund wie eine Untertasse und rätselhaft wie das Schicksal. Es war ein alpdrückender Traum, der das Herz mit Entsetzen füllt und das Blut in den Adern erstarren läßt. Zwei unheimliche Fangarme am Hinterteil hielten sich an dem Korallenriff fest. In einem verzweifelten Kampfe auf Leben und Tod suchte der arme Tetua sich zu befreien. Als Manu sich mit dem Messer in der Hand näherte, schoß noch ein Arm hervor und umklammerte auch ihn. Und ich sah, wie sein Arm sich ein-, zwei-, dreimal mit Blitzesschnelle hob und zuschlug. Und im Augenblick war das Wasser mit trüben Wolken einer tintenschwarzen Flüssigkeit getrübt, und die Helden dieses schaurigen Kampfes waren unseren Blicken entzogen.

Ein Ausruf kam überVerniers Lippen, allein wir vermochten nichts zu tun. Weitere dreißig Sekunden verstrichen. Von Ungewißheit gepeinigt, hing ich über die Seite des Bootes in Hoffnung und in Furcht — länger konnte der Mann ja sicherlich nicht ohne Luft leben!

„Wir sollten ihm helfen," sagte Vernier betrübt. „Nehmt das Messer hier! Und dies Gewicht!"

Allein im gleichen Augenblick plätscherte es neben uns — Manus nasser Kopf tauchte aus dem Wasser. Blut kam ihm aus Nase und Ohren.

„Schnell!" hauchte er schwach. Und wir gewahrten, daß er Tetuas Körper schleppte.

Im Augenblick hatten wir sie beide ins Boot gezogen. Tetua hatte aufgehört zu atmen und lag da wie ein Toter. In dem schmalen Kanoe war es fast unmöglich, es mit künstlicher Atmung zu versuchen, allein wir wagten nicht, damit zu warten, bis wir das Ufer erreichten. So legte denn Vernier den Jüngling quer über und bewegte eifrig seine Arme. Nach einigen Augenblicken machte der große Eingeborene eine leichte Bewegung und seine Brust hob sich.

„Apaé! Er atmet!" rief Manu. „Befreit ihn vom Wasser. Er hat viel geschluckt. Beinahe hätte uns der Teufel geholt. Viermal stach ich ihn, einmal ins Auge, bevor er losließ. Apaka! Sein Herz will ich essen!"

Als Tetua wieder regelmäßig atmete und wir sahen, daß alle Gefahr vorüber war, ließen wir zwei Leinen mit stählernen Haken hinab und fischten den Riesenoktopus vom Meeresgrunde auf. Der dicke gelatinöse Körper war zusammengesunken wie ein Ballon, doch die großen, schwarzen, schleimigen Fangarme bewegten sich noch immer krampfhaft und die Zapfen an der unteren Seite saugten sich an allen Gegenständen fest, die sie berührten.

In wilder Wut ergriff Manu seinen Speer und stach wieder und wieder auf den besiegten Feind los, um ihn vollends zu vernichten. So sonst so offenherziges und harmloses Gesicht war von Haß verzerrt, und als wir langsam heimwärts gondelten, kam es mir in den Sinn, wie gering doch der Abstand ist, der den heutigen „zivilisierten" Eingeborenen von seinen kannibalischen Vorvätern trennt.

## Am Ausguck

### Erkannt.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts saß am Ausgang des Bahnhofs von Versailles stets ein blinder Bettler, der besonders von den Deputierten der Kammern, die damals in Versailles tagten, sehr reichlich mit Almosen bedacht wurde. Eines Tages, als er die empfangenen Silber- und großen Kupferstücke zählte, stockte er plötzlich und ein kleines Zweicentimeterstück (das sehr selten im Verkehr vorkam und 1,6 Pfg. wertete) zwischen Daumen und Zeigefinger drehend, sagte er, seine lichtlosen Augen wie forschend emporhebend: „Ach, da war also ein Orleans mit im Zug!" (denn der Geiz der Orleans war in ganz Frankreich bekannt).

### Merkwürdiger Wunsch.

Ein indischer Radjah, der seiner Belehrung wegen Europa bereiste, kam auch nach Spanien, wo er von der damaligen Königin Isabella aufs herzlichste aufgenommen wurde. Täglich wurden ihr zu Ehren Feste gegeben. Vor allem machte eine große Parade Eindruck auf den Fürsten, und er bedankte sich lebhaft und wiederholte mehrfach: „Ganz reizend, charmant!" Trotzdem schien er nicht ganz zufrieden zu sein, und schließlich meinte er harmlos, er vermisse nur eins: Man habe ihm so viel von den spanischen Pronunciamentos (Militärrevolten, daran Spaniens Geschichte außerordentlich reich ist) erzählt — und er hätte ganz gern ein solches gesehen. Darauf sollen Isabella und die Generäle sehr lange Gesichter gemacht haben, was nicht Wunder nimmt.

### Der beobachtete eigene Tod.

Der berühmte Naturforscher und Arzt Albrecht von Haller, der zeitlebens ein aufrechter und mannhafter Charakter war, bewies auch beim Sterben Mut und Fassung, denn er lebte bis zum letzten Pulsschlag als Arzt und Forscher. Im Jahre 1772 lag er auf dem Sterbebett und beobachtete an sich selber das Nahen des „peinlichen Augenblicks", wie er noch einige Tage vorher in seinem Tagebuche den Tod genannt hatte. Er fühlte sich selbst den Puls, zählte die Schläge und murmelte: „Er schlägt — er schlägt — er schlägt — — er schlägt — — — er schlägt — nicht mehr . . .!" Das waren seine letzten Worte, als das Herz schon aufgehört hatte zu schlagen, und er schloß befriedigt seine Augen, nachdem er so selber seinen Tod festgestellt hatte.

### Die stolze Maske.

Auf einem Maskenball, den gegen Ende des 17. Jahrhunderts Marchese L., ein reicher venetianischer Nobile, gab, fiel allgemein ein einfacher schwarzer Domino unter den glänzenden Masken auf. Er schien jemand zu suchen und trat endlich in ein Seitengemach, wo an Spieltischen das Gold in Haufen verloren wurde. Der Domino setzte, die Spieler gleichsam persiflierend, einen lumpigen Taler auf eine Karte. Der Bankhalter fragte lächelnd: „Das ist wohl für die Bedienten, Monsignore?" Statt aller Antwort zog der Domino einen Brillantring von unschätzbarem Werte vom Finger, setzte ihn auf die gleiche Karte und rief stolz: „Va banque!" Alles stutzte, der Bankhalter erbleichte, prüfte den Ring genau und nahm, mit leichtem Kopfnicken den Satz anerkennend, die Karten. Die Hände zitterten ihm, als er die Karte abzog — und sein ganzer Reichtum war verloren, die Bank gesprengt. Der Domino hatte gewonnen. Dieser steckte den Ring wieder ruhig an den Finger und auf die gewonnenen Goldhaufen deutend, sagte er zu dem totenbleichen Bankhalter: „Für die Bedienten des Hauses, Monsignore!" und mit einem verächtlichen Blick verließ er den Saal. Später erfuhr die Gesellschaft, daß es August der Starke, König von Sachsen und Polen, gewesen war, ein erklärter Feind aller Glücksspiele.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: W. A. Sanz, Altena

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45 Mittwoch, 10. November 1926

## Der Ursprung der deutschen Familiennamen

Von Albert Schweitzer-Berlin.

Zu dem Guten und Schlechten, womit der Mensch ausgerüstet wird, gehört auch die äußere Flagge, unter der er durch das Labyrinth des Lebens segelt, sein Name. Schon bei der Geburt wird er mit einem Familiennamen erblich belastet, und gegen die Aufbürdung eines Vornamens kann er ebensowenig protestieren. Heutzutage ist jedoch der Name nicht mehr „Schall und Rauch"; er empfiehlt oft den ganzen Menschen, ist ein Stück Aesthetik, die sich in eine Person webt.

Häufig werden den Kindern bei der Geburt Namen gegeben, deren eigentliche Bedeutung den Eltern unbekannt ist und bei deren Wahl nur Familienüberlieferung, Wohlklang, Anpassung an herrschenden Geschmack usw. entscheiden. Bei einer derartigen Namengebung wird in den meisten Fällen ein großer Mißbrauch getrieben. Der Hauptgrund für eine falsche Namengebung liegt in der Eitelkeit der Eltern. Ein solcher Name steht oft im Widerspruch zur äußeren Erscheinung oder dem Charakter des Trägers. Deshalb kommt es vor, daß z. B. ein Siegfried mit O-Beinen durchs Dasein wallt und eine Agathe (die „Gute") von 40 Jahren zehn davon wegen Diebstahls im Gefängnis sitzt.

Im Altertum war der Vor- und Personenname die ausschließliche Bezeichnung des Menschen. Gerade in den Personennamen spricht sich das Wesen eines Volkes in bedeutungsvoller Weise aus. Besonders war dies bei den dichterisch hochbegabten Griechen der Fall, denen eine große Anzahl schwungvoller Namen eigen war: Nikophanos (siegprangend), Thrasybalos (kühn im Rat), Timotheos (Ehregott), Kleophanos (ruhmstrahlend). Dagegen hatten die Römer nur prosaische Namen aufzuweisen wie: Claudius (der Lahme), Agricola (der Landmann), Porcius (der Schweinezüchter). Die Namen der alten Germanen erzählten von Kampf, Sieg und Waffen.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kamen die Menschen mit diesem einen Namen bei den damaligen einfacheren Verhältnissen aus. Allerdings haben bereits die Römer, ihren juristischen, die menschlichen Angelegenheiten nüchtern regelnden Anlagen entsprechend, den Bürger auch äußerlich durch Namengebung in den Familienkreis, ja in den Ring des Geschlechtes hineingestellt, so daß er oft drei Namen trägt wie Marcus und Quintus Tullius Cicero, die dem Geschlechte der Tullier und der Familie der Cicero entstammen. In Deutschland blieb man bis Ende des elften Jahrhunderts bei dem einen Namen. Allmählich wurde man aber auch hier durch immer häufiger auftretende Mißstände bei Bezeichnung einer Person veranlaßt, Familiennamen zu schaffen. Die Bevölkerung nahm stetig zu, so daß es nicht selten war, daß in einer kleinen Ortschaft Dutzende Personen gleichen Namens vorhanden waren.

Selbstverständlich ist die Einführung des Familiennamens durchaus nicht überall im deutschen Sprachgebiet zu gleicher Zeit vor sich gegangen. Hier spielten die Verkehrsverhältnisse die Entwicklung des Handels und Gewerbes eine äußerst wichtige Rolle. Naturgemäß hat sich der Brauch, Familiennamen anzunehmen, in dichter bevölkerten Ortschaften zuerst vollzogen, und erst von hier aus verpflanzte er sich nach dem flachen Lande. Die ersten Familiennamen begegnen uns in Süd- und Westdeutschland, und zwar in Köln 1106, dann in Zürich 1140 und Basel 1168; später tauchten sie auch in Mitteldeutschland auf und im 13. Jahrhundert in Norddeutschland. Die alteingesessenen Adelsgeschlechter bekannten sich am frühesten zu dieser Sitte und fügten zu den Vornamen den Namen der Burg, des Schlosses oder des Grundbesitzes. Dann traten auch bei den Nichtadligen einzelne Beinamen auf, nach besonderen Eigenschaften, Wohnort oder dergl., oft als Spitz- und Spottnamen. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts nahmen die Personenbezeichnungen die rechtliche Form an, die sie noch heute haben.

Im 11. und 12. Jahrhundert begnügte man sich mit dem Brauche, dem eigenen Personennamen den des Vaters zuzufügen, und dies bildete den Anfang der größeren Verbreitung von Familiennamen. Noch war die Zahl der im Gebrauch befindlichen Personennamen beschränkt, so daß mit der Zeit die Namen in der betreffenden Familie immer wiederkehrten. Dadurch entstanden Irrtümer. Ist beispielsweise der Schiffer Klas der Sohn des Peters, also Klas Peter, so nennt er seinen Sohn nach dem Großvater wieder Peter, so daß diese Familie schließlich immer umgekehrt Klas Peter und Peter Klas heißt.

Schon im Nibelungenlied finden wir Siegfried, Sigmunds Sohn, im Hildebrandslied, Hildebrand, den Sohn des Heribrand. Eine große Anzahl Namen weisen noch heute auf den Namen des Vaters hin: Matthissohn bedeutet Sohn des Matthias. Vielfach wurde im Laufe der Zeit „Sohn" zu „sen" abgeschwächt: Petersen, Jensen, Hansen, Andersen, Frensen. Wiederholt finden wir die Namen lateinisch abgefaßt z. B. Martinus, Filius Arnoldi; später ließ man das Filius (Sohn) weg und nannte sich nur nach Martinus Arnoldi. Nun wurde es allgemein üblich, diese Genitive als Familiennamen festzulegen, so daß nicht nur alle Söhne des Vaters denselben genitiven Familiennamen erhielten, sondern dieser sich auch auf die folgenden Generationen vererbte. Mit der Zeit kam die Anwendung des Nominativs der Personennamen immer mehr zum Ausdruck. Schon um das Jahr 1030 erscheint der Sohn Ugo eines Felcaldus als Ugo Felcaldus. — Eine bedeutende Anzahl altdeutscher Namen, die durchweg aus zwei Bestandteilen gebildet waren, sind so zu Familiennamen geworden. Vielfach ist dieser Vorgang ohne oder mit ganz geringer Veränderung der Namen vor sich gegangen; teilweise ist jedoch die Umwandlung und Verstümmelung des Namens so groß, daß man die ursprüngliche Form nicht mehr erkennt und aus demselben Namen so viele Formen hervorgegangen sind, daß deren Verwandtschaft dem Laien verborgen bleibt. Durch dieses Umformen und Abschleifen entstanden eine ganze Reihe neuer Namen. So wurde aus Siegfried: Seifried, Seefried, Siffert, Seffert, Siefert, Seifert, Seifart, Seufert; aus Richard: Reichard, Reichert, Reichhelm, Rükmann, Reichmann, Riemann, Reichelt usw.

Auch kirchliche Personennamen verwandte man später als Vornamen und weiterhin als Familiennamen. Allerdings konnte man diese fremdländischen Namen, wie sie die Kirchensprache bot, in ihrer vollen Form nicht gebrauchen, mit Ausnahme weniger kurzer Namen wie Lukas und Thomas. Die längeren, vierbis fünfsilbigen mußten eine Kürzung erfahren; und bei dieser Veränderung ist das Betonungsgesetz von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. So hat man aus Benediktus Bendix, aus Erasmus Asmus gemacht; bei anderen Namen finden sich, durch verschiedene Akzentregeln beeinflußt, sogar mehrere Deutschformungen vor, denen teils die Endungen des Namens, teils der Anlaut zum Opfer gefallen ist. So wurde aus Andreas Anders, bezw. Enders und Drees, Drews, aus Ambrosius Ambros oder Ambresch und Brose.

Eine neue Form der Familiennamen, die allerdings erst viel später aufkam, entstand durch Beifügung des Standes oder Gewerbes. Unter diesen Bezeichnungen findet man viele, die, aus alter Zeit stammend, heute nicht mehr verstanden werden; auch solche, die in dieser Gegend Deutschlands häufig, in jener ganz unbekannt sind. Bei den Handwerksbezeichnungen der alten Zeit fällt die weitgehende Teilung der Gewerbe auf: Goldschmied, Silberschmied, Blechschmied, Hammerschmied, Pfannenschmied. Daß auch diese Bezeichnungen vom Vater auf den Sohn übergingen, wurde dadurch erleichtert, daß im Mittelalter der Sohn viel häufiger als heute das Handwerk des Vaters fortführte. Eine Anzahl Familien-Namen erinnern an das damalige Kriegshandwerk: Armbruster, Pfeilsticher und Pfeilstücker, Waffenschmied, Plattner (nach den Panzerplatten), Schwertfeger (der die Schwerter fegt, d. h. blank macht); ferner an die Jagd und das Weidwerk: Jäger, Falkner, Weidmann, Weidemann.

Bei den gewerblichen Namen kam auch die Verschiedenheit der Mundart in Betracht. So haben wir in Norddeutschland den Becker (Bäcker), während in Süddeutschland der Beck zu Hause ist. In der einen Gegend wird ein Gefäß als Topf bezeichnet, in der anderen als Hafen, und so entstanden dann auch bei den Verfertigern die entsprechenden Familiennamen Töpfner und Hafner. Die Leute, die mit lebendem oder totem Vieh und seinem Fleisch zu tun hatten, hießen Fleischer, Fleischhacker, Fleischbauer, Metzger, Schlächter, Knochenhauer, Beinhauer, Wurstler, Sülzer, so daß alle diese gewerblichen Bezeichnungen heute noch als Familiennamen anzutreffen sind. Der Inhaber einer Badestube hieß Badestübner, Stüber, (Stöber, Störer), Bader; dann Bartscherr, Scherer, Scheer.

Manche Standes- oder Gewerbenamen sind ganz besonders häufig: Meier, Schulze, Lehmann, Müller, Schmidt. Die Häufigkeit dieser Namen wirkt eintönig, was auch dadurch nicht gemindert wird, daß neben dem Schulze der Schultze, Schultz, Schultheß, Schultheiß tritt, daß sich zu Meier, Meyer, Maier, Mayr und ähnliche Namen gesellen. Das vielfache Vorkommen z. B. des Namens Meier machte zahlreichen Unterscheidungen nötig, so daß bald Nord-, Nieder-, West-, Ober-, Alt-, Neu-, Nie-, Echter-, Stein-, Dieste-, Lanze und Lindenmeier entstanden. Das Wort selbst stammt vom lateinischen major. Ursprünglich dem Majordomus, dem königlichen Hausmeier eigen, wurde es später die Bezeichnung für ein besonderes Lehnsverhältnis; es bildete sich ein Meierrecht. Mit der Zeit wurde der Meier selbständiger Besitzer, und der Sinn des Wortes deckte sich dadurch einigermaßen mit „Bauer".

Weiterhin sind die von Ortschaften, Ländern, Pflanzen, Tieren, Werkzeugen, Geräten, Kleidungsstücken, körperlichen Eigenschaften entlehnten Namen zu erwähnen. Da finden sich Familiennamen wie Landsberg, Baier, Pommer, Schweizer, Schlesinger; Rosen, Rosental, Rosenblatt, Rosenbaum; Bär, Wolf, Fuchs; Pflug, Spannagel, Harnisch, Degenkolb, Holzschuher, Breithaupt, Gutbrot, Bierbaum, Biermann; Klein, Kurz, Lange usw. Nach geistigen Eigenschaften sind Kluge und Weise zu erwähnen.

Schon aus diesen wenigen Beispielen läßt sich unschwer erkennen, in welchem Maße unsere Kulturgeschichte sich in den heutigen Familiennamen widerspiegelt.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Halbjährlich 2 Mk. Einzelnummer 10 Pfg. Postscheckkonto: Berlin 4520. Anzeigenpreis: Die 1spaltige Nonpareillezeile 80 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Anzeigenannahme bis 10 Uhr vormittags.

Nr. 265

# Der Martinstag im Volksbrauch

Von Hans Gäfgen.

Der Martinstag (11. November) wird in vielen Gegenden als der eigentliche Beginn des Winters angesehen, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß man von nun an bei Licht zu arbeiten pflegt. Manche Zinsen und Abgaben sind an ihm fällig, auch beginnt am 11. November vielerorts ein neues Pacht- und Wirtschaftsjahr. Neues Leben herrscht in den Spinnstuben, die in Deutschland selten geworden sind, in entlegeneren Ortschaften sich aber doch vereinzelt bis heute erhalten haben.

Während sich für den Städter mit dem Martinstag lediglich der Gedanke zu verbinden pflegt, daß an ihm die Verspeisung einer leckeren Gans angebracht und altüberliefert sei, kennt der Landmann und Dorfbewohner in den verschiedensten Gegenden mannigfache Sitten und Bräuche, die sich an die Feier des dem Heiligen gewidmeten Tages knüpfen. Da sei vor allem die schöne, in der Eifel verbreitete Gepflogenheit genannt, am Vorabend des 11. November brennende Räder die Berge hinabzurollen, eine Sitte, in die zweifelsohne altheidnische Ueberlieferungen hineinklingen, genau so, wie das Entfachen von Feuern auf den Höhen gewiß in der unbewußten Erinnerung an die Gewohnheiten vor vielen Jahrhunderten lebender Vorfahren geschieht. Dabei spielt es eine Rolle, wer das Feuer an die Holzstöße legen muß; in einigen Gegenden ist dies die Aufgabe der unverheirateten Männer, in anderen die der zuletzt in den Ehestand Getretenen. Oft verwendet man beim Hinabrollen anstelle der mit Stroh umwickelten u. mit Pech angestrichenen Räder auch die bei den verschiedenen Ernten untauglich gewordenen Körbe, die in gleicher Weise für den Brauch hergerichtet werden. Bei all diesen Sitten ist der Gedanke maßgebend, mit dem Feuer Mächte und Gewalten zu verscheuchen, die dem Menschen feindlich gesinnt sind.

Auch der städtische Brauch des Gänseessens ist naturgemäß auf dem Lande weit verbreitet. In Böhmen pflegen bei der Zerlegung des Vogels gewisse Regeln genau beachtet zu werden, die die Stücke je nach dem häuslichen Rang der am Mahle Teilnehmenden verteilen: der die Gans persönlich zerlegende Hausherr weist seiner Frau und sich die Bruststücke zu, der Großknecht erhält ein Bein, Knecht und Magd aber müssen sich mit je einem Flügel zufrieden geben. Auch die Bratenreste werden sorgsam verwahrt, da alle Teile des Vogels als heilkräftig bei den verschiedensten Erkrankungen angesehen werden. Daß mancherlei Gesänge und Lieder und ein guter Tropfen das Mahl würzen, versteht sich von selbst, wie denn überhaupt die Sitte weit verbreitet ist, den neuen Wein am Martinstage einer ersten, gründlichen Prüfung zu unterziehen. In Weinsberg bei Heilbronn nennt man den am 11. November getrunkenen Wein den „Märtenswein“ und glaubt durch seinen Genuß die nächstjährige Weinernte günstig beeinflussen zu können; auch im Thüringischen ist der Brauch, an diesem Tage den jungen Wein einer Kostprobe zu unterziehen, weit verbreitet. Dem Heiligen wird übrigens auch die Gabe zugesprochen, Wasser in Wein zu verwandeln, woher der früher in Halle anzutreffende Brauch seinen Ursprung hat, daß die Kinder am Vorabend des Tages kleine Wasserkrüge in die Saline stellten, deren Inhalt dann in der Nacht von den Eltern gegen Wein vertauscht wurde. Die Knaben und Mädchen aber glaubten fest an die Wunderkraft des Heiligen, der ihnen übrigens auch, wie in anderen Gegenden St. Nikolaus noch heute, Obst, Nüsse und Süßigkeiten zu bringen pflegte.

Schon der Vorabend des 11. November sieht in manchen Gegenden das ganze Dorf auf den Beinen. Mit „Rummelpötten“, Lärminstrumenten, die aus Töpfen, über die man Schweinsblasen spannt, bestehen, zieht die Jugend durch die Straßen, beleuchtet vom gespenstisch zuckenden Lichte der aus ausgehöhlten Rüben bestehenden Lampen. Kühe und Martinsvögelchen werden in dem Zuge mitgeführt, der, genau wie die obengenannten Bergfeuer und Martinsräder, ursprünglich der Vertreibung von Geistern und sonstigen dem Menschen übelgesinnten Erscheinungen diente. Oft ist auch eine Strohpuppe, die den Heiligen darstellen soll, im Zuge zu sehen, oder eine dem heiligen Nikolaus ähnliche Gestalt, die Geschenke an die artigen Kinder verteilt, begleitet die lärmende Schar. Einen Schimmelreiter pflegt man in Schlesien dem Zuge voranzuschicken. In Westdeutschland ist es üblich, daß die Kinder — auch dies zeigt die Verwandtschaft mit dem Nikolaustag — am Vorabend des 11. November Strümpfe oder Schuhe in den Schornstein hängen, die St. Martin dann in der Nacht mit Nüssen, Aepfeln und Süßigkeiten füllt.



Scheffels Dichterheim auf der Mettnau bei Radolfzell wird als Schaffhausenmuseum eingerichtet.

Letztere spielen, wie an allen volkskundlich bedeutsamen Tagen des Jahres, überhaupt eine große Rolle. Man pflegt dem zu diesem Feste angefertigten Gebäck besondere Formen zu geben; so kennt man in manchen Gegenden die „Martinshörner“ und das „Martinsleible“, während in anderen Landstrichen zum 11. November Backwerk angefertigt wird, das „Martesgiga“ (Martinsgeigen) und „Stadelbrot“ genannt wird.

Nicht unerwähnt bleibe endlich, daß St. Martin als der Schutzpatron mancher Tiere, vor allem der Pferde, angesehen wird, weshalb man an dem ihm geweihten Tage da und dort bestimmte Kirchen und Kapellen um die Mittagsstunde dreimal zu umreiten pflegt, um die Tiere so der Obhut des Heiligen zu empfehlen; auch ausgesprochene kirchliche Weihungen der Pferde sind in manchen Gegenden anzutreffen.

# Die Novembersternschnuppen

Von Max Valier.

Unter den verschiedenen Monaten des Jahres ist gerade der November durch zwei Sternschnuppenschwärme ausgezeichnet. Der erste Schwarm, „Leoniden“ genannt, weil er gleich Raketen aus dem Sternbilde des großen Löwen hervorzuschießen scheint, sprüht gewöhnlich in den Tagen vom 12.—17. des Monats; der andere, gleichermaßen „Andromediden“ genannt entfaltet seine Schwärme zumeist nur in einer einzigen Nacht, am 23. November. Beide Schwärme haben nun ihre eigenartige Geschichte.

Was die Leoniden betrifft, so läßt sich ihr regelmäßiges Erscheinen bis zum Jahre 902 nach Christus in alten Chroniken zurückverfolgen, weiter nicht. Das erklärt sich nach Ansicht der Sternforscher dadurch, daß der elliptische Ring, welchen die Leonidenkörperchen im Sonnenkörperchen im Sonnensystem bilden und der bis über die Bahn des Uranus hinausreichen soll, erst im Jahre 885 nach Christus durch die gewaltige Störungsmacht des Jupiters in eine solche Bahn geworfen worden ist, daß er nunmehr die Erdbahn schnitt. Seither durchfährt unsere Erde also, wie ein großes Schiff eine Quallenkolonie im Meer, alljährlich auf ihrer Bahn diese kosmische Straßenkreuzung, die indessen nicht zu allen Zeiten gleichmäßig stark mit Schnuppen besetzt zu denken ist. Vielmehr entstehen starke Fälle nur auf alle 33 Jahre. Besonders schön muß der Leonidenschauer gewesen sein, den Humboldt und Bonpland in der Nacht vom 12. November 1799 in der klaren Tropennacht Südamerikas beobachten konnten. Zu Tausenden fuhren die Schnuppen, von denen viele heller als die hellsten Fixsterne erglänzten über den dunklen Himmelsgrund, und selbst gegen Morgen ließ die Erscheinung kaum nach. Als es schon ganz hell geworden war, sah man noch immer einzelne besonders mächtige Schnuppen wie Raketen über den Himmel zischen. Im Jahre 1833 wiederholte sich die Erscheinung, auch für Europa gut sichtbar, doch anscheinend nicht in so großartiger Weise in der Nacht vom 13. November. Immerhin veranlaßte sie die besten Spezialisten unter den Sternforschern, durch scharfe Berechnungen der Sache nachzugehen. Auf Grund seiner Ergebnisse wagte dann H. A. Newton, eine großartige Erscheinung der Leoniden auch für den November 1866 vorherzusagen. Und wirklich trat das Ereignis in der Nacht vom 13. zum 14. November 1866 in einer alle kühnsten Erwartungen übertreffenden Pracht ein. Der Sternschnuppenregen begann wirklich etwa um 10 Uhr nachts und stieg dann in rasch wachsender Heftigkeit zu solcher Stärke an, daß kein Feld am Himmel so groß wie die Vollmondscheibe gefunden wurde, das nicht in jedem Augenblick von dahinschießenden Schnuppen durchschnitten worden wäre. Eine Zählung war nur nach Tausenden möglich. Vorsichtige Schätzungen geben an, daß zwischen 1 u. 5 Uhr nachts, als die Erscheinung ihren Höhepunkt erreichte, in jeder Stunde etwa 70 000 Schnuppen erschienen sein mögen. — Auch in den folgenden Jahren 1867 und 1868 wiederholte sich der Schnuppenfall in Amerika in auffälliger, doch keineswegs so reicher Entfaltung, um darauf wieder drei Jahrzehnte auf ein bescheidenes Träufeln einzelner Schnuppen zurückzugehen. Umsomehr erwartete man im Herbste 1899, nach abermals 33 Jahren, eine Wiederholung des prächtigen Himmelsschauspiels. Der Leonidenfall aber blieb aus; sehr zum Mißvergnügen des Publikums, denn die Astronomen erklärten, der Riesenplanet Jupiter habe die Bahn der Leoniden wieder so sehr verändert, daß die Erde die Zugstraße der Schnuppen nun nicht mehr kreuze. Wie Jupiter sie uns im Jahre 885 n. Christi gegeben, so habe er sie uns jetzt wieder genommen. — Seither müssen wir uns mit ein paar Außenseitern des Schwarmes begnügen, und in der Tat haben die Leoniden sich seit 1900 niemals mehr als auffällig erwiesen. Immerhin lohnt es sich, in den Mittmonatenächten des November nach ihnen Ausschau zu halten.

Nur nebenbei sei noch erwähnt, daß einige Astronomen auf Grund der Uebereinstimmung der für die Leonidenkörperchen berechneten Bahn mit der Ellipse des Kometen 1866 I an einen Zusammenhang beider glauben und die Schnuppen gewissermaßen als Auslösungsprodukte der zerfallenden oder Bausteine des entstehenden Kometenkernes aufzufassen geneigt sind. Sehr zugunsten dieser Verwandtschaft von Schnuppen und Kometen sprach der Umstand, daß der zweite Novemberschwarm, die „Andromediden“, am 27. November 1872 erstmalig und ausgerechnet in jener Nacht erschien, in welcher der Biela'sche Komet eigentlich hätte mit der Erde zusammenstoßen sollen. Es war ein Sternschnuppenregen, der wohl nicht nach der Helligkeit der einzelnen Schnuppen, sehr wohl aber nach ihrer Zahl mit den berühmtesten Fällen den Vergleich aushielt. Bei der Umlaufszeit von 6,62 Jahren des weiland Biela'schen Kometen war mit einer Wiederholung des Schauers am 27. November 1885 zu rechnen, und wirklich sollten die Beobachter nicht enttäuscht werden. Der Regen der „Bieliden“, wie man die Schnuppen nun zu Ehren ihres Kometen nannte, den man, wenn schon nicht als ihren Vater, so doch als ihren Paten ansah, war in jener Nacht so gewaltig und eindrucksvoll, daß alle, die ihn bei klarer Luft an einem günstigen Orte beobachten konnten, ihn zeitlebens im Gedächtnis behielten. Er dauerte aber nur wenige Stunden an, was für eine dünne Zuglinie der Schnuppenkörper spricht. Im Jahre 1892 zeigten sich die Bieliden oder Andromediden wieder, aber in weitaus geringerer Zahl, nunmehr am 23. November, weil wieder Jupiter ihre frühere Bahn abgelenkt hatte. Und seither ist auch dieser Schnuppenstrom zu immer geringerer Bedeutung herabgesunken. Es läßt sich daher nicht vorhersagen, ob das gegenwärtige Jahr eine bemerkenswerte Zahl von Bieliden bringen wird. Jedenfalls wird der abnehmende Mond ihre Beobachtung weniger stören als der zunehmende die Verfolgung der Leoniden.

Gerade die geschilderten Erfahrungen mit der Störungsmacht Jupiters legen aber die Hoffnung nahe, daß der gewaltige Stern des Zeus, der zurzeit am Abendhimmel majestätisch thront, uns auch einmal wieder unversehens einen ganz neuen Schnuppenschwarm bescheren mag, indem er die Bahn eines Schwarmes, der heute vielleicht Millionen Kilometer von uns entfernt durch den Weltraum zieht, zur Erde lenkt.

# Der Entfesselungskönig

Von Carl Heinz Toburg.

Anfang November starb in Chicago der in der ganzen Welt berühmte Entfesselungskünstler Harry Houdini, dessen Leistungen derartig verblüffend waren, daß einige interessante Einzelheiten Erwähnung verdienen.

Houdini war in der Vorkriegszeit auch in Deutschland ein oftmaliger Gast; für sein Auftreten erhielt er von den großen Varietees jeden Abend 1000 Mark und mehr. Er versagte nie, überraschte vielmehr immer wieder Publikum und Fachkreise. Zu letzteren gehörten vornehmlich die Polizeibehörden zahlreicher Weltstädte; sie sperrten Houdini in die sichersten Verbrecherzellen ein, fesselten ihn an Händen und Füßen, verketteten sogar seinen Körper mit in der Wand eingelassenen Ringen und Stäben, verschlossen die doppelten Türen mit den besten Sicherheitsschlössern und warteten draußen — warteten nur zehn Minuten oder eine halbe Stunde, je nach der Schwierigkeit des Experiments, um dann plötzlich lächelnd herauszutreten zu sehen. Ketten, Schlösser usw. waren unversehrt geblieben! Niemand weiß, wie derartiges zu ermöglichen war. Irgend ein Betrug war vollkommen ausgeschlossen, denn Houdini „arbeitete“ in solchen Fällen innerhalb der Zuchthausmauern vor einem geladenen Kreis bekannter Fachleute; er bewies sein erstaunliches Können in Deutschland, England, Amerika usw., denn es gab für ihn keinen verschließbaren Raum und keine Fesseln, aus denen er sich nicht hätte befreien können.

In Hamburg zeigte ich ihm einmal ein Patentschloß mit dreifacher Sicherungsarbeit; Houdini nahm es in seine Hände, fragte, ob es auch wirklich geschlossen sei, und gab es auf meine bejahende Antwort geöffnet zurück; das alles geschah innerhalb weniger Sekunden.

Auf der Bühne ließ er sich, zuweilen sogar von eigens herbeigeeilten Wärtern einer Irrenanstalt, in die denkbar besten Zwangsjacken schnallen. Dann warf er sich auf den Boden, um sich innerhalb einer, höchstens zwei Minuten vor den Augen des Publikums zu befreien; er wand sich aus der Zwangsjacke förmlich heraus. — Oder: Eine extra große Milchkanne wurde auf die Bühne gestellt und mit Wasser (einmal sogar auf Veranlassung einer großstädtischen Molkerei mit Milch) gefüllt. Houdini, dessen schlanker, sehniger Körper nur mit einer Badehose bekleidet war, stieg auf dem Rücken gefesselt in die Kanne, deren Oeffnung mit sechs oder acht Anhängeschlössern, die von Zuschauern stammten, verschlossen wurde. Jeder konnte sich hiervon überzeugen. Noch nach 1½ Minuten gab Houdini, der auch als ausdauernder Taucher berühmt war, aus der Kanne ein Lebenszeichen. Dann wurde — mitten auf der Bühne — ein Tuch über die Kanne geworfen, und etwa eine halbe Minute später trat Houdini aus den Kulissen, öffnete die unversehrt gebliebenen Schlösser und zeigte das Innere der nur mit Wasser gefüllten Kanne.

Auch aus Kisten befreite sich Houdini in kürzester Frist. Die Packer eines großen Berliner Warenhauses bezweifelten die Zuverlässigkeit dieses Tricks, lieferten eine von ihnen präparierte kleine Holzkiste, ließen Houdini, der kaum darin Platz fand, einsteigen und machten dann dieses eigenartige Kolli mit Nägeln, Stricken und Siegellack versandbereit. Zehn Minuten später stand der „Gefangene“ neben der Kiste, die vollkommen unversehrt geblieben war. — Als Houdini in der englischen Industriestadt Pittsburg auftrat, fertigten die dortigen Arbeiter einer Glasfabrik einen nur aus Glas bestehenden Käfig an; der Entfesselungskönig befreite sich hieraus innerhalb weniger Minuten; der Glaskasten blieb unversehrt.

Rätsel über Rätsel! Einmal verschluckte er einen Zwirnsfaden und eine Anzahl Nähnadeln; nachdem ärztlicherseits sein Mund und Rachen genau untersucht worden war, würgte Houdini einige Male und zog hierauf den Faden mit den verschluckten und nunmehr eingefädelten Nähnadeln wieder aus seinem Munde.

An einem Wintertage in Hamburg. Houdini springt angekleidet und schwer gefesselt von der Alsterbrücke herab, sein Kopf durchschlägt die Eisdecke, der Körper verschwindet. Durch die Oeffnung im Eise werden von der Brücke herab Taue geworfen. Dreißig, fünfzig, achtzig Sekunden vergehen. Spannung und Besorgnis wachsen. Endlich wird am Tau gezogen, und kurz darauf entsteigt der eisigen Flut der bekleidete, völlig durchnäßte Houdini, in der Rechten die Fesseln schwenkend. Alles in allem ein einzigartiges Wagnis.

Auch in Berlin zeigte Houdini einmal seine Kunst, sich auf dem Grunde eines Flusses seiner Fesseln entledigen zu können. Das Ereignis gehört zu den aufregendsten, welche die Reichshauptstadt je erlebt hat: Aus einer über die Brücke fahrenden Droschke springt ein schwer gefesselter Mann, schwingt sich über das Geländer und verschwindet im Fluß. Die überraschten Passanten eilen herbei, im Nu ist die Brücke schwarz voll Menschen, die ins Wasser starren und die Vermutung äußern, daß ein entwichener Verbrecher auf diese Art die Befreiung oder den Tod suche. Vom Ufer lösen sich Boote. Aber nirgends ist eine Spur des Gefesselten zu entdecken. Langsam verrinnt die erste Minute. Die harrende Menge steht ganz im Bann einer unerhörten Spannung. Die zweite Minute vergeht — eine den Wartenden unendlich erscheinende Zeitspanne. Langsam verstreichen weitere zehn, zwanzig, dreißig Sekunden . . . Niemand vermag unter solchen Umständen noch eine Hoffnung zu hegen. Da taucht plötzlich ein Arm auf, Boote eilen hinzu und ziehen den erschöpften Houdini aus dem Wasser.



Das Ehrenmal für Leo Schlageter auf dem Schlageterfelsen bei Schönau i. Wiesental.

Was war geschehen? Houdini war es gelungen, sich schon in der ersten Viertelminute auf dem Grunde des Flusses seiner Fesseln zu entledigen. Da stößt er beim Auftauchen an eine dunkle, schier endlos erscheinende Masse. Mit der einen Hand diese abtastend, mit der anderen die abgestreiften Fesseln haltend, sucht er vergebens den ersehnten Ausweg zur Wasseroberfläche. Minute auf Minute verstreicht, und selbst der geübte Taucher fühlt, wie seine Kräfte erlahmen und schließlich zu versagen drohen. Da im letzten Augenblick merkt seine tastende Hand, wie die lange dunkle Wand vor ihm einer Rundung gleicht und schwindet. Noch einmal rafft er alle Kräfte zusammen und — gelangt nach oben. Da erkennt er die furchtbare Gefahr, der er entronnen ist: er war unter einen der unendlich langsam dahin gleitenden großen Flußkähne geraten, konnte also nicht mehr vordringen und wäre unzweifelhaft ertrunken, wenn er nur noch eine Viertelminute länger hätte ausharren müssen.

Das war vor etwa fünfzehn Jahren. Nun ist Houdini, der noch so mancher anderen Gefahr trotzte, ausgerechnet an den Folgen einer Blinddarmoperation — die doch oftmals ungefährlich ist — gestorben. Zu früh gestorben, auch für Deutschland, dem er sicher manchen neuen unerklärlichen Trick gezeigt hätte, falls er wieder einmal bei uns gewesen wäre.

# Tierquälereien im Volksaberglauben und Volksbrauch

Von W. Berger.

Man achtet jetzt glücklicherweise auf die vielen Tierquälereien, die täglich in der Oeffentlichkeit vor sich gehen und sucht sie zu unterbinden, aber doch gibt es auch Tierquälereien, die allerorts noch für etwas Selbstverständliches gelten und gegen die niemand etwas einwendet. Die Tierquälereien, die mit einem bestimmten Zweck verbunden sind, sind ursprünglich religiöser Art. Dabei wird der Vorstellung gefolgt, daß Unheil und Leiden, die den Menschen befallen haben, oder ihm drohen, durch zuweilen mit Qualen verbundene Uebertragung auf ein Tier abgewendet werden können. Dabei spielt auch der uralte rituelle Sinn des Opfers eine Rolle. Diese Opfersitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. So wurden im 13. Jahrhundert zu Rom am Fastnachtssonntag nach feierlichem Umzuge der Fußsoldaten und Reiter in Gegenwart des Papstes ein Bär, ein Hahn und junge Stiere getötet. Indessen wurde diese Zeremonie schon damals nicht mehr als Opfer aufgefaßt. Das geht aus der symbolischen Deutung hervor, wonach der Bär als der das Fleisch verführende Teufel, die Stiere als das Sinnbild der Ausgelassenheit, der Hahn als das der Sinnlichkeit gedeutet wurde, was alles am Eingang der Fastenzeit abgetötet werden sollte.

Man konnte hier freilich nicht immer von Tierquälereien reden. Mehr dagegen aber schon von einem Opferbrauch, der sich in Frankreich zur Erntezeit abspielte und noch abspielt. In Orthez umweit Pau wird ein mit Bändern und Blumen geschmückter Eichenzweig auf der Korndiele aufgesteckt und daran eine lebende Henne angebunden, so, daß ihr Kopf nach unten hängt. Erst wenn alles abgedroschen ist, tötet man sie. Eine ganz verwandte Erscheinung im rituellen Volksbrauch, die zweifellos als Opfer zu deuten ist, ist das Verbrennen von Tieren im Festfeuer. Hähne und Katzen werden bevorzugt. So werfen die Slawen einen weißen Hahn ins Feuer, wie Simrock bezeugt, freilich ohne Angabe des Kalenderdatum. Näheres hören wir schon von Anitscheff in seinem Werke über das rituelle Frühlingslied bei den Russen. Bei der Austreibung des Kuhtodes schichten, so erzählt er, die Frauen um Mittag an den beiden entgegengesetzten Enden des Dorfes je einen Düngerhaufen, den sie um Mitternacht anzünden. Zu dem einen Haufen führen die Mädchen einen Pflug, in weißen Hemden, mit aufgelösten Haaren, eine trägt hinter ihnen ein Heiligenbild. Zum anderen Haufen bringen die Frauen einen schwarzen Hahn, in schwarzen Röcken und schmutzigen Hemden. Dreimal tragen sie den Hahn herum. Dann ergreift eine Frau den Hahn und rennt mit ihm an das entgegengesetzte Ende des Dorfes, indem sie unterwegs zu jedem Haus läuft, die übrigen Frauen laufen ihr nach und schreien: „Geh' unter, du schwarze Krankheit!“ Am Ende des Dorfes wirft die erste den Hahn in den schwelenden Dünger, die Mädchen werfen trockene Blätter und Reisig darauf. Dann fassen sie sich an der Hand und springen mit dem erwähnten Rufe um das Feuer. Nach der Verbrennung des Hahnes springen die Frauen in den Pflug und die Mädchen umpflügen mit dem Heiligenbild an der Spitze dreimal das Dorf. Die Bewohner der Haute-Garonne werfen lebende Schlangen, Kröten oder gelegentlich Affen in das um die Sommersonnenwende angezündete Feuer, ursprünglich in der Absicht, den sonnenverzehrenden Dämon günstig zu stimmen. In Burgund müssen Katzen im Fastnachtsfeuer ihr Leben lassen, in Dinant (Provinz Namur) ist es speziell eine schwarze Katze, mit deren Opfer noch besondere rituelle Zeremonien verbunden sind.

Eine ziemlich scharf abgegrenzte Gruppe bildet das Opfer, das bei Bauten dargebracht wird, sei es, um den Bau oder seine Bewohner zu schützen, sei es, um eine lückenhafte Stelle, die trotz aller Anstrengungen nicht ausgebaut werden kann, auf diese zauberische Weise in Stand zu setzen. Ein altbekannter Aberglaube ist es, daß in einem Neubau jemand sterben werde, das heißt die Hausgottheit verlangt ein Opfer, wenn sie das Heim und seine Bewohner schützen soll. Etwas abweichend lebt in Griechenland der Volksglaube, wer zuerst vorübergehe, wo der Grundstein eines neuen Gebäudes gelegt wird, müsse binnen Jahresfrist sterben. Daher schlachten die Maurer, um das Unheil zu verhüten, auf dem Stein ein Lamm oder einen schwarzen Hahn. Auf ganz derselben Vorstellung beruht es, wenn man statt eines Menschen ein Tier, etwa eine Katze oder einen Hund, als Erstes einen Bau betreten läßt oder es gewaltsam hineinwirft. In diesem Aberglauben wurzelt die verbreitete Sage von den Gebäuden oder Brücken, die der Teufel auf Bitte des Baumeisters erstellt hat und dafür das erste lebende Wesen forderte, das den Bau betritt. Er denkt natürlich an einen Menschen, wird aber überlistet, indem ein Tier dazu ausgesucht wird. Zum eigentlichen Bauopfer übergehend, können wir es zunächst als eine durch Forschungen und Funde erwiesene Tatsache feststellen, daß bei Errichtung eines Bauwerkes sogar Menschen durch Töten, namentlich aber durch Eingraben, Einmauern und ähnliches geopfert worden sind und noch geopfert werden. Freilich letzteres nur bei wilden Völkern, hier aber sehr häufig, wie Sartori in einer reichhaltigen Abhandlung gezeigt hat. Für Europa lassen Gerippfunde in größeren Bauten, namentlich Kirchen und Schlössern mit mehr oder weniger Sicherheit auf dasselbe schließen.

Verbreiteter ist natürlich das Tieropfer. Auch hier sind freilich die Belege aus nichteuropäischen Völkern häufiger; doch lassen sie sich in großer Zahl ebenso aus Europa beibringen. Bei den Bulgaren soll es Brauch gewesen sein, in ein neues Gebäude ein Lamm oder einen Hahn einzumauern; in Litauen sagt man, daß in einem Hause stets Frieden und Eintracht wohne, wenn man in das Fundament einen Hund vergrabe, und in Slawonien vergräbt man eine Fledermaus in den Grundstein des Hauses. Am häufigsten scheint der Hahn als Bauopfer gedient zu haben. Zuweilen mag er aber jedenfalls auch lebend eingegraben sein. Wenn auch im heutigen Volksbrauch die Sitte nicht mehr mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, so bezeugen doch die zahlreichen Funde von Knochen der genannten Tiere in Grundsteinen, Fundamenten und dergleichen unbestreitbar die Häufigkeit u. weite Verbreitung derselben. Nicht seltener ist